

# Im Heidedorf.

Roman von A. von der Ebbe.

## I. Kapitel.

In der Leipzigerstraße zu Berlin liegt das Haus des Friseurs Anator Goldammer. Er hat zwar eigentlich in der Taufe den Namen Anton erhalten, doch zieht er Anator vor. Sein Geschäft geht glänzend, er hat ein paar große Schaufenster, die mit Parfümerien, Dosen, Flaschen, Haarrollen und Reklamebildern perlend ausgestattet sind.

Das Haus gehört dem strebsamen Manne schuldenfrei zu eigen. Neben dem einen Schaufenster befindet sich die Haustür, ihr zur Seite hängt der Schaufenster eines Photographen. Oben auf dem Dache sieht man den Glasbau des photographischen Ateliers, nur hoch über dem Schilde des Haartünchlers den Namen: „Emil Liebreich, Photograph“ in Nischenbuchstaben prangen.

In dem Schaufenster neben der Haustür zieht das in der Mitte befindliche Kabinettbild den Blick mancher Vorübergehenden auf sich. Es stellt ein ganz junges, sehr hübsches Mädchen dar. Im hochgeschlossenen, hellen Kleide, einen runden Strohhut auf dem Kopfe, Blumen in der Hand, sieht es mit großen lachenden Augen unschuldig den Beschauer an.

Dann und wann tritt ein Herr in den Friseurladen, kauft etwas und fragt, wer denn das hübsche Mädchen sei, dessen Bild da draußen im Kasten hänge. Gedrückt er an ein schmachtiges Büschchen, den sebzehnjährigen Sohn des Hausbesizers, Florian Goldammer, so ertötet dieser freudig, wirft sein blondes Gesicht geschickten Schwünge zurück, schlägt die wasserblauen Augen schwärmerisch zur buntemalenden Leinwand empor und flüstert: „Es ist die einzige Tochter des Photographen, Fräulein Marie Liebreich! Aber es ist bereits vor einem Jahre angefertigt, jetzt ist sie noch viel schöner.“

Nach dieser Auskunft denkt mancher: „Könntest dich doch mal da oben abtonterleien lassen,“ wenn er aber seinen Voratz ausführt, bekommt er von der schönen Marie wenig zu sehen, da sie gewöhnlich in ihrer Küche steht. Im dritten Stock, dicht unter dem Atelier, wohnt der Photograph Emil Liebreich. Er ist seit zwei Jahren Wittwer und lebt mit seiner achtzehnjährigen Tochter, welche ihm geschickte die Wirtschaft führt, und einem ältlichen Vetter, Hans Afel, der ein Gehilfe und Retuscheur ist, einträglich zusammen. Zu ihm hinauf führt nicht allein die am Flurgange befindliche Treppe, sondern auch ein Aufzug für die Besucher des Ateliers.

Es war an einem unfreundlichen Tage gegen Ende Februar, Schneeflocken wirbelten durch die Luft, und so hoch Afels kleines Arbeitszimmer nach dem Hofe hinaus auch lag, so war doch, obgleich es schon etwa elf Uhr war, das Licht immer noch knapp.

Der Retuscheur, ein kleiner verpackter Mann mit blassem Lebensgesichte und Augen voll Licht und Güte, sah zurückgelehnt in seinem Stuhl. Vor ihm stand ein großer fester Arbeitstisch, bedeckt mit Handwerkszeug, Metallstücken und Maschinenhebeln. Verdrossen schob er die Bilder zurück, an denen er pinselförmig und zog ein dides abgegriffenes Buch über Maschinenkunde zu sich heran.

Als Sohn eines Goldschmieds hatte Afel bei seinem älteren Bruder, der des Vaters Geschäft übernahm, gelernt, aber keinen Geschmack an dem Berufe gefunden. Jetzt war er schon seit langer Zeit bei seinem Vetter Emil Liebreich als Gehilfe thätig. Hier wurde er nie zu seiner Arbeit getrieben, und so konnte er sich nach seinem Sinne beschäftigen. Freund Emil war nämlich ebenso lässig in seinem Berufe wie er. Seit die rege Frau Dorette Liebreich tobt war, bummelten die beiden Männer ungestört und gingen sorglos ihren Liebhabereien nach.

Ein anderer Grund, der Afel mit ungetriebenen Händen hier seit etwa zwölf Jahren sesshaft, war seine väterliche Zuneigung zu dem einzigen Kinde des Veters. Er hatte Marie unter seinen Augen aufwachsen sehen, und sie war die Freude seines armen Lebens geworden. Ihre Frische, ihr heiterer Sinn, ihre große Nüchternheit hatten seiner beschaulichen Natur wohl. Er lebte ein schöneres Leben als das eigene mit dem blühenden jungen Geschöpfe.

Ein nachlässiges Ankleiden hinter ihn kam; er sah als die Thür hinter seinem Rücken geöffnet wurde, fuhr er herum: „Ach, Herr Goldammer!“

Der Eintretende war ein untersehter Mann, etwa Mitte der Vierzig. Es lag viel Selbstbewußtheit in, doch eine gewisse Bescheidenheit in seinem Auftreten. Er spielte gern den Mann von Welt und wußte, was er

wertig war. Eine blonde Perücke, ein Wunder der Friseurkunst, ließ dem schwammigen Gesicht etwas Jugendliches.

„Affelchen — Kelleraffelchen, wo steht denn Ihr Kleiner? Hab' die Marie in Küche und Stube gesucht und gerufen. Keine Spur nicht von da! Putzchen.“

„Sie wird ausgegangen sein.“ Hans Afel stand auf, und sie traten miteinander in den durch ein breites Fenster erhellen Flurgang hinaus.

In diesem Augenblicke schnappte der Aufzug mit knarrendem Geräusch ein, die schmale Thür öffnete sich, und ein schlantes, doch kräftiges Mädchen sprang aus dem Fahrstuhl hervor. Etwas von ländlicher Frische und Schlichtheit lag über der ganzen Erscheinung. Auf ihrem gewellten Blondhaar schimmerte noch eine Spur von Schnee und rann jetzt in klaren Perlen über ihr blühendes junges Gesicht. Sie wuschte mit der Hand darüber hin und kam heran. Ohne Hut und Mantel war sie in die Nachbarschaft gelaufen, um für ihre Küche Vorrath einzuholen.

„Nicht so plötzlich, kleines Mariechen!“ rief Goldammer und verfuhrte, die Vorbeilende zu fassen. Sie griff in eine Düte, die sie in einer Wachtuchtasche trug, und warf dem süßlich schmunzelnden eine Prife Salz ins Gesicht. Er prüfte und spuckte, und sie verschwand sichernd in der Küche.

Als Goldammer sich erholt hatte, öffnete er die Thür, die sie hinter sich zugeschlagen hatte, und rief hinein: „Aber du hast mich ja gar nicht angehört, was ich eigentlich will.“

Sie hatte ihre Küchenschürze bereits vorgebunden, stand am Herde und machte Feuer an. Halb ihm zu zugewandt, sagte sie: „Ist mir auch höchst schnappe.“

„Na, paß mal auf, Kleine, und hab' dich nicht so sperrig. Ich lade dich ein, heute Abend mit mir ins Schauspielhaus zu gehen, zweiter Rang, „Romeo und Julia“, ne himmlische Liebesgeschichte!“

„Laden Sie sich lieber jemand anders ein.“

„Guten Morgen allerseits,“ sagte da eine sanfte Männerstimme. Der Friseur sah sich um und gewahrte seinen Freund und langjährigen Hausgenossen, den Photographen Emil Liebreich, an seiner Seite. Der schlante Mann mit der gebeugten Haltung und dem fränkischen Schwärmergesichte trug einen kleinen schwarzbraunen Tadel sorgfältig, als sei es ein Kind, auf dem Arme.

Während er des Thieres Köpfchen mit der langen blaffen Hand streichelte, fuhr er fort: „Romeo und Julia habe ich oft gelesen — herrliche Dichtung! Aber meine Tochter hat leider wenig Sinn für Poesie.“

„Nehmen Sie doch Papa mit ins Theater, Herr Goldammer!“

„Ne, Verehrteste. Und damit du's weißt ein für allemal, süßes Mariechen: ich ziehe Damengesellschaft vor.“

„Da haben Sie ja Mademoiselle Jeanne viel näher.“

„So 'ne Krabbe,“ murmelte der Friseur, sich der Treppe zupendend. „Nehmen Sie es meiner Tochter nicht übel, werther Freund. Jugend ist ungeheuer. Belieben Sie einzutreten?“

Goldammer war schon verlobt und ging in den sogenannten „Salon“ voran, ein mit schöbiger Eleganz ausgestattetes Zimmer, in dem die Besucher empfangen wurden und von wo man ins Atelier hinausstieg. Der Photograph setzte sein Hübschen sorgfältig in die Ecke des rothen Plüschdivans, dann schob er dem Gast mit der einladenden Handbewegung, mit der er seine Kunden zu recht wies, einen Sessel hin.

Goldammer aber schritt, befriedigtes Schmunzeln in dem biden Gesichte, die Hände auf den Rücken gelegt, hin und her. Dann blieb er vor dem anderen stehen und begann: „Eigentlich hat solche Sprödigkeit auch einen gewissen Reiz. Thun Sie mir die einzige Liebe an, Papachen, und gehen Sie mir sanft mit dem süßen Herzen um.“

Die beiden waren etwa gleichaltrig, und Emil Liebreich sah nicht aus, als ob er sehr hart sein könne.

„Meiner Tochter fehlt eben die Mutter,“ seufzte er.

Goldammer, gewöhnt an die kriechenden Huldigungen seiner Ladenmädchen, Friseurinnen und Haararbeiten, fand ebensolche Gefallen an dem herben Wesen der jungen Marie, wie an ihrer frischen Schönheit. Sie war ihm schon immer eine besondere Augenlust, und er fühlte, daß sie ihm stets im Sinne liege.

Er begann nunmehr mit Liebreich zu überlegen, ob er nicht zusammen in nächster Zeit irgend eine Abendpartie unternehmen könnten. Er wollte Mademoiselle Duvernier, seine

Direktrice, mitnehmen, dann wäre die Gesellschaft runder. Liebreich habe ja immer eine Vorliebe für die seine Französin gehabt.

Der Photograph war sich dieser Vorliebe nicht bewußt. Allein ohne an die Französin zu denken, hatte er gewichtige Gründe, das Anerbieten abzulehnen. Seine einseitige Natur scheute jede Art von Geselligkeit. Der Lärm, das Gewühl und der Dunst in den Restaurants und Musikhallen stieß ihn ab.

Er verfuhrte Ausflüchte, denn direkt beleidigen wollte er den freundschaftlich gesinnten Friseur nicht. Emil Liebreich war überhaupt nicht der Mann bestimmten Vorgehens.

„Es versteht sich von selbst, daß ich Sie freihalte!“ sagte Goldammer und klapperte mit den Schüsseln in seiner Hofentasse. „Weiß ja, Freunden, daß Sie sich solche Extrapächchen nicht leisten können.“

„Auch abgeben davon,“ murmelte der Photograph, während sein bleiches Gesicht sich vor Beschämung etwas röthete, „glaube ich kaum, daß meine Tochter will; sie ist leider etwas eigensinnig.“

„Ihre Sache, Verehrtester, mit dem Startköpfchen fertig zu werden. Erwarte Bescheid bis Mittag. Mahlzeit!“ Damit verließ er das Zimmer. Liebreich beschwichtigte den nachlässenden Hund, legte seine Arme um das Thierchen und flüsterte: „Wir beide vertrauen uns immer. Ja, ja, laß die anderen nur laufen, die geben uns nichts an.“ Den Hund auf den Schooß nehmend, setzte er sich an das Fenster.

Die Glode zum Aufzug erklang schrill, und gleich darauf stetzte Afel seinen Kopf ins Zimmer und sagte, noch etwas außer Atem von seiner Arbeit am Fahrstuhl: „Eine Dame mit zwei Kindern wünscht — ich glaube, es ist die reiche Metzgerfrau von der Kronenstrasse.“

Unwirsch fuhr der Photograph auf: „Kann jetzt nicht. Sollen wiederkommen!“

Afel flüchert ein begütigendes Wort, merkte aber, daß mit dem Freunde in dieser Stimmung wenig anzufangen sei. Er schloß daher die Thür und wußte auch die ärgerlich lebende Frau zum Wiederkommen zu bewegen.

Liebreich empfand immer geringeren Antriebe zur Arbeit. Innerlich wund, mochte es obenein auch eine körperliche Erschlaffung sein, die nach dem Tode der Frau, an deren Kraft er sich gehalten, über ihn gekommen war. Um sein resolutes Kind kümmerte er sich wenig, das konnte sich selber helfen. Zum Glück hatte die treffliche Mutter bis zum sechzehnten Jahre des Mädchens dieses so ernst zur Arbeit erpogen, daß sie sich wirklich selbst zu führen im Stande war.

Marie fühlte mit ihrem Vater, sie verstand seine große Trauer um die Verstorbene, denn auch sie hatte sich längere Zeit nach dem Tode dieser besten aller Mütter nicht von dem Schlage erholen können. Allein ihre frische Jugend, die Notwendigkeit zu arbeiten, für die beiden auf je angewiesenen Männer zu sorgen, halfen ihr, den Schmerz zu überwinden.

Es erschien ihr bald nötig, Vater und Onkel auf ihre Berufspflichten hinzuweisen, doch das Geschäft ging mehr und mehr zurück. Da aber ihr Vater immer noch Geld geschaffte hatte, wenn sie dessen für die bescheidene Wirtschaft brauchte, so machte sie sich keine Sorgen. Sie war fröhlich und guter Dinge, wie es ihrem Alter zukam.

## 2. Kapitel.

Nach dem Mittagessen, als Marie ihre Küche in Ordnung gebracht und sich ein bißchen hübsch gemacht hatte, ging sie zu Onkel Hans.

Der kleine Mann sah über seine Arbeit gebückt an dem großen Eichenstisch und war so vertieft, daß er des Mädchens leises Eintreten überhörte. Sie legte ihm von rüdmärts die Hände über die Augen, und er sagte freudigen Tones: „Das ist unsere Götze!“

Sie schwang sich auf die Tischede, ihren gewöhnlichen Platz, seit er sie als sechsjähriges Ding zuerst da hinaufgeschoben hatte. Sie konnten sich so am besten ansehen und miteinander plaudern.

Sie zog ihr Stridzeug aus der Tasche, weiche Wollfäden für den Vater, und sagte: „Was machst du denn da nun wieder?“

„Ich konstruiere eine landwirthschaftliche Maschine. Hör mal, Kind, warum bist du denn so eifrig gegen unseren Hausvater? Er kann uns doch allerlei anthun.“

„Ja, kann den dummen Goldammer immer weniger leiden. Früher bin ich ja manchmal hinuntergegangen, habe mit den Fräulein geschwätzt und mich mit Florian herumgenedelt. Jetzt gehe ich allen da unten aus dem Wege. Onkel Anatol ist so süßlich und überfreundlich und will mich immer anfasseln; daß ich mich nicht anders retten kann, als daß ich groß werde. Und je zärtlicher er wird, je kühler und abweisender ist Mademoiselle Jeanne, mit der ich doch sonst ein Herz und eine Seele war.“

Der kleine Mann judete mit schlauem Lächeln die Schultern. Was sie arglos hinnahm, begriff er vollständig. Schade war's ja freilich um Marie, aber ihre Zukunft würde gesichert sein, und ihr Vater, sein armer tränklicher Freund, der immer unfähiger wurde, etwas zu verdienen, täme

auch in einen guten Hafen. Anatol Goldammer hatte vor etwa sechs Jahren, in der letzten Lebenszeit seiner ewig kränklichen, aber sehr geschäftslustigen Frau, zu deren Unterstützung eine Direktrice angenommen, und besonders deshalb eine Französin gewählt, um auf einem schön verzierter Reklameschild die Worte „on parle francais“ in sein Schaufenster setzen zu können.

Seine Wahl war zufriedenstellend ausgefallen. Nach dem Tode der Frau hatte Mademoiselle Jeanne Duvernier sich mehr und mehr in die Pflichten der Verstorbenen eingelebt.

Bereits riefen Goldammers Freunde dem Friseur, diese ausgezeichnete Kraft durch die Ehe an sein Haus zu fesseln. Allein Herr Anatol konnte sich zu diesem Schritt nicht entschließen. Mademoiselle Jeanne war merklich in die Dreihig gerückt, sie hatte eine große Patennase und eine gelbe raue Haut, war klein, mager und hübsch, und dies ganze Außenseite gefiel dem wäherischen Goldammer, der bei seinem jährlich anwachsenden Vermögen meinte, mehr an Schönheit verlangen zu können, durchaus nicht.

Seine beiden jüngeren Töchter hatte Goldammer schon seit längerer Zeit einem guten Pensionate im Westen Berlins anvertraut, denn sie pasten ihm nicht in seinem Hause. Den erwachsenen Sohn konnte er dagegen im Geschäft gebrauchen. Da Florian längere Zeit die „Berlich School“ besucht hatte, so fügte der Vater, darauf suchend, dem Schilde der Duvernier noch ein anderes hinzu, auf dem zu lesen stand: „Englisch spolen.“

Aber er wollte nun auch allerlei Annehmlichkeiten von seinen geschäftlichen Erträgen genießen, und nichts Erfreulicheres konnte er sich für seine reichen Mittel anschaffen als eine hübsche, junge Frau.

Einige Tage, nachdem Marie seine Theater Einladung abgelehnt hatte, sah Goldammer mit Mademoiselle Duvernier und seinem Sohn Florian beim Mittagessen.

Die Dame erfüllte ihre Hausfrau-pflichten mit lebenswirdiger Grazie. Ihre dunklen Augen funkelten und schmadeteten, und der kunstvolle Aufbau ihres schwarzen Haars bildete mit ihren übereinander gelegten Büschen die schönste Reklame für das Geschäft.

Goldammer, immer in bester Laune, wenn er gut gegessen hatte, lud Mademoiselle Jeanne ein, heute Abend mit ihm in den „Wintergarten“ zu gehen. „Vorzügliches Programm, sechzehn erstklassige Spezialitäten.“

Sie lächelte geschmeichelt und willigte freudig ein.

Er fuhr fort: „Die Hauptattraktion ist das „Mädchen mit dem goldenen Haar“. Nicht wahr, Mademoiselle, so etwas schlägt in unler Fach?“

„Sie hegen ja überhaupt für Goldblond Passion,“ erwiderte sie etwas schnippisch.

„Na ja, warum auch nicht? Mein Freund Liebreich und seine Tochter werden auch mitgehen.“

„Ah,“ machte die Französin und setzte sich auf ihren Stuhl zurück. „Ich dachte, der Photograph liebe keine Abendausflüge.“

„Er muß doch seine erwachsene Tochter ein wenig in die Welt führen.“

„Bitte, Papa, da darf ich doch auch mit!“

„Solche Sachen passen sich noch nicht für dich!“

„Wenn Marie dabei ist! Ich bin nur ein Jahr jünger, und wir halten riesig viel voneinander.“

Emil Liebreich, von besonderen Gründen gedrängt, glaubte seinen Hausvater bei guter Laune halten zu müssen, und war also mit schmerzlichen Herzen auf Goldammers Wunsch eingegangen. Nun würde es aber noch einen Kampf mit Marie geben, um sie für den Plan zu gewinnen.

Seiner schlaffen Natur nach, die alles Schöne so lange wie möglich von sich schob, sagte er ihr bis zum Nachmittage noch nichts von der Einladung und seiner Zusage. Man wollte ja erst nach acht Uhr gehen, und da hatte die Sache keine Eile. Als er sich dann nach seinem Mittagsschlafchen zu dem Entschluß aufraffte, mit dem Mädchen zu sprechen, war sie ausgegangen. Er entsann sich jetzt auch, daß sie bei Tisch gesagt hatte, sie müsse einer Schulfreundin zum Geburtstake araturieren. Er war überzeugt, daß sie zur rechten Zeit zurückkommen werde.

Als Marie im Winterkächen und Pelzbarrett die Treppe hinunterging und bis in den ersten Stock gelangte, wo die Geschäftsräume lagen, kam ihr Florian entgegen, der ein Kistchen trug.

„Entzückende neue Sachen, Marie, willst du sie sehen?“

„Was ist es denn?“

„Kleine feine Atlastartons mit Seife, Kristallböschchen mit Schönheitscreme und dergleichen. So was Reizendes haben wir noch gar nicht gehabt. Komm mit in die Haartube.“

Des Spielgefährten Einladung löckte sie, sie wollte auspaden helfen; so folgte sie ihm in den bezeichneten Raum.

Es war ein mittelgroßes Zimmer. Auf Tischen, Stühlen, sogar auf dem Fußboden lagen Haarbündel, manche noch in dem offenen Papier, in dem sie gefächelt worden waren. Haare in allen Farben, rotte und weiße, von besten Blond bis zum tiefsten Schwarz. Zur Seite stand ein hohes Gestell, in dessen Fächern die feineren

Vorräthe für den Ladenbedarf aufbewahrt wurden.

Dahin trug Florian sein offenes Kistchen. Nun hoben die beiden dies und das heraus, schauten und bewunderten. Das Mädchen hielt eben einen theobrettartigen Einsatz der Risse, als Goldammer ins Zimmer trat. Bei ihrem Anblick erstarrte sein Gesicht in größter Freude: „Ah, welch angenehmer Besuch! Endlich einmal wieder der Flügeltschlag unseres Engels in meiner Nabe!“

Marie ertöbete unwillig über seine geschmacklose Begrüßung. Sie wäre davon gelaufen, wenn sie nicht die zerbrechlichen Dingelchen gehalten hätte. In ihrer Bewirung fand sie kein Wort der Abwehr.

Der Friseur trat zu ihr heran, er mußte zu der Größeren aufsehen. Sie gefiel ihm wieder über die Mosen gut. Das Pelzbarrett stand dem frischen Gesichte mit den jetzt unruhig leuchtenden Augen vortrefflich. Die vollen Lippen, die sie schnippisch verschob, dazu das naturtraue Goldhaar mit dem biden Kopf im Nacken — das war ja alles zum Anbeissen, zum Entzünden nett!

Er nahm eines der elegantesten Fläschchen mit Weichenparfüm und wollte ihr ein Geschenk damit machen.

Sie aber lebte schroff ab: „Alle Ihre eifligen Odeurs sind mir zuwider. Ich mag nichts riechen als frische Wäsche.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ohrensaufen.

Ohrensaufen ist ein ebenso weitverbreitetes als unangenehmes Uebel. Unangenehm insofern, als mit ihm häufig noch andere, oft schwere Erkrankungen des Gehörapparates verbunden sind, in zweiter Linie aber auch deshalb, weil die fortwährenden Geräusche im Ohr auf die Dauer ungenügend störend wirken und die Empfindungsnerve des Kopfes derartig ungünstig beeinflussen, daß nicht nur die geistige Energie, sondern auch der Gemüthszustand und die Lebensfreude der von diesem Leiden Heimgesuchten in arger Weise mitgenommen wird.

Der Name „Ohrensaufen“ ist eigentlich nicht richtig gewählt, weil die im Ohr zu stände kommenden Geräusche oft einen ganz anderen Charakter als den des Säufens tragen. Dies hat seinen Grund in der Verschiedenartigkeit der Ursachen, aus denen die Ohrgeräusche sich ergeben. Je nach der Ursächlichkeit äußern sich die Ohrgeräusche entweder als Säufen, Brausen und Wassertraufen oder durch Klappern, Summen, Knistern und Rasseln, oder durch Klingen und Singen, oder endlich treten sie auf als zusammenhängende Melodien. Zuweilen können aber auch verschiedene Geräuscharten miteinander vermischt sein.

Charakter Entschungsweise und ihrem Charakter nach unterscheidet man fernere subjektive und objektive Geräusche. Die letzteren sind solche, welche durch äußerliche mechanische Ursachen hervorgerufen werden, wie zum Beispiel durch Muskelzusammenziehungen, Klappen der Schleimhautwände in den Ohrkanälen, Bewegungen von Schleimmassen u. s. w. Die ersteren, welche man richtiger mit dem Namen „subjektive Gehörsempfindungen“ bezeichnen könnte, haben ihren Grund mehr in direkten Reizungen des Gehörnerven selbst, oder wir haben es mit wirklichen, aber innerhalb des Kopfes entstehenden Geräuschen, die vorzugsweise Blut- und Gefäßgeräusche sind, zu thun.

Die Ohrgeräusche können entweder andauernd bestehen oder auch mit Unterbrechungen auftreten. Aber auch die fortwährenden Geräusche sind, besonders betreffs ihrer Intensität, gewissen Schwankungen unterworfen. Besonders machen sich diese Schwankungen bei ungenügender Witterung, Temperaturwechsel, Lageveränderungen, seelischen Erregungen und ähnlichen Veranlassungen geltend. Die intermittierenden Geräusche treten oft aus ganz unbestimmten Ursachen auf, meist aber infolge von solchen, welche das Schlimmerwerden auch der dauernd bestehenden Geräusche begünstigen.

Ohrgeräusche werden in erster Linie immer dann entstehen, wenn die Schalleitung des Ohres eine abnorme ist, daß heißt wenn die den Schall zu- und ableitenden Apparate irgenwie in ihrer Spannung oder Beweglichkeit verändert sind. Es können dann die Schallwellen weniger gut nach außen entweichen, werden also mit größerer Stärke dem im Innern liegenden Gehörnervencorpusculum zugeführt und erzeugen dort jene Gehörsempfindungen, die sich uns als Ohrgeräusche darstellen. Solche Veränderungen und Störungen in der Schalleitung treten zu Tage bei allen krankhaften Zuständen des Gehörorgans, entzündlichen Prozessen der Paukenhöhle, katarrhalischen Verschwellungen der den Gehörapparat ausleitenden Schleimhäute, Ohreiterungen, Verstopfungen des Gehörganges durch Ohrenschmalzpfropfen, Fremdkörper oder Geschwulstbildungen. In Uebereinstimmung mit den zuletzt genannten Faktoren kann man willkürlich auch Ohrensaufen dadurch erzeugen, daß man den Gehörgang mit Watte verstopft.

Neben diesen im Gehörgang selbst liegenden Ursachen gibt es noch eine ganze Reihe anderer Faktoren, welche durch Reizung des Gehörnerven oder einzelner Fasern desselben Ohrgeräusche erzeugen. Das sind die Fälle, die

man im allgemeinen mit dem Namen „nervöse Ohrensaufen“ bezeichnet. Die Ursachen solcher reflektorischen Reizungen können in Gestalt irgendwelcher krankhafter Veränderungen an allen möglichen, vom Gehörorgan oft recht weit entfernt liegenden Körpertheilen ihren Sitz haben, so zum Beispiel in der Nase, dem Rachen, dem Kehlkopf, im Magen, in den Unterleibsorganen u. s. w. Aber auch bei nervösen Allgemeinzuständen, Nervenerregungen, nervösen hysterischen Erregungen und ähnlichen Nervenerkrankungen findet man sehr häufig Ohrensaufen als Begleiterscheinung der übrigen Symptome. Außerdem entwidelt sich Ohrensaufen vielfach bei vermehrtem Blutandrang nach dem Kopfe infolge von geistiger Überanstrengung, übermäßigem Alkoholgenuss, entzündlichen Prozessen der Hirnhäute, Herzaffektionen, Verdauungsstörungen u. s. w., ferner nach dem Genuss gewisser Medikamente, zum Beispiel des Chinins, des salzsauren Natrons, des Salizins und ähnlicher Substanzen. Oft sind auch Migräne und an dere Kopfneuralgien mit Ohrgeräuschen verbunden.

Die Behandlung des Ohrensaufens ist nicht so einfach, wie mancher vielleicht denkt, denn ebenso vielfältig wie die Gründe des Lebens sind, ebenso schwer ist es oft, die richtige Ursache herauszufinden. Es kommen zu viele Umstände in Betracht, welche bei der Feststellung der ursächlichen Momente von Wichtigkeit sind. Oft sind die Patienten sich selbst nicht darüber im Klaren welcher Art und welchen Charakters die empfundenen Ohrgeräusche sind, und gerade von deren bestimmten Angaben hängt es im weitestlichen ab, zu ergründen, ob man es in erster Linie mit objektiven Geräuschen zu thun hat. Dann ist bei der Behandlung von Wichtigkeit, von welcher Dauer die Geräusche sind, und ob sie nur vorübergehend auftreten oder fortwährend bestehen.

Sind die Geräusche nur vorübergehend, so ist die Aussicht auf Besserung und Beseitigung eine viel günstigere als bei den ständigen. Jedoch soll das nicht nicht gefagt sein, daß die immerwährend bestehenden Ohrgeräusche überhaupt nicht zu beseitigen wären. Im Gegentheil, man kann oft wochen- und monatelang bestehendes Ohrensaufen mit einem Schlage beseitigen, zum Beispiel in Fällen, wo es sich um eine Verstopfung des Gehörganges durch einen Ohrenschmalzpfropfen oder anderen Fremdkörper handelt, wie zum Beispiel mit Öl, getränkte Wattepfropfen, Vichitugeln, Zwiebel- oder Knoblauchstücke, in Watte gehüllte Rammerstücke u. s. w., die man häufig als Mittel gegen Zahnschmerzen oder Kopfschmerzen in den Gehörgang in ungeschickter Weise hineinzugängt und dann nicht wieder herausbefördern kann. Die einfache Entfernung eines solchen Fremdkörpers, natürlich nur von sachkundiger Hand, genügt in den meisten Fällen, um das lästige Ohrensaufen für immer aus der Welt zu schaffen. Ebenso dantbar, wenn auch nicht mit so raschem Erfolge, sind alle Fälle zu behandeln, in denen das Ohrensaufen von akut entzündlichen Prozessen des Mittelohres oder der benachbarten Teile herrührt. Nach Beseitigung der Entzündungserscheinungen und der damit verbundenen Schwellungszustände durch die bekannten ableitenden Mittel: kalte Umschläge, Priechische Einpackungen, Blutegel vor oder hinter das Ohr, wiederholte Einträufelungen von häufig konzentrierter, milchwarmer Kochsalzwasserlösung und ähnlicher Maßnahmen verschwindet mit den übrigen Symptomen auch das Ohrensaufen meist in sehr kurzer Zeit.

Schwieriger ist das Ohrensaufen zu behandeln bei den chronisch katarrhalischen Erkrankungen des Gehörapparates. Diese besonders lästigen Fälle erfordern meist eine oft monatelang fortgesetzte und energische Behandlung von Seiten eines Ohrenarztes und bilden häufig sowohl für diesen als für den Patienten selbst eine äußerst schwere Geduldsprobe. Als vielbewährtes Lindermittel derartiger Ohrgeräusche wird ein Gemisch von 15 Theilen Mandelöl und 5 Theilen Schwefeläther empfohlen. Von dieser Mischung, die vorher gehörig umzuschütteln ist, träufelt man 6 bis 8 Tropfen auf ein Stück Wundwatte und führt dieses in den Gehörgang des lausenden Ohres ein. Dies ist täglich mehrmals zu wiederholen.

Bei Blutandrang nach dem Kopfe, wobei das Ohrensaufen aus Gefäßgeräuschen zurückzuführen ist, thun neben Beseitigung der die stärkere Blutansammlung bedingenden Momente ableitende Mittel, kalte Umschläge oder kalte Dusche auf den Kopf, sowie heiße Fußbäder oft recht gute Dienste.

Am schwierigsten zu behandeln ist das sogenannte „nervöse Ohrensaufen“, weil es oft so schwer ist, feststellen, ob die Geräusche auf eine allgemeine Nervosität oder auf reflektorische Reize oder direkte Erkrankungen des Gehörnervencorpusculum selbst zurückzuführen sind. In erster Linie wird man natürlich zu den bei Nervenerkrankungen überhaupt angebrachten Mitteln greifen, dann wird mit der Besserung der übrigen nervösen Symptome auch das Ohrensaufen nachlassen und mit der Zeit aufhören.

Die gefährlichsten widerwärtigsten Nichtschwiffer sind die Halbchwiffer.